

Fußball und Religion

Vortrag bei den 42. Bad Arolser Hochschultagen am 12.03.2025, Bürgerhaus Bad Arolsen

I.

Auf den ersten Blick scheint Fußball und Religion bzw. Fußball und Kirche nichts miteinander zu verbinden – ganz im Gegenteil: Sie scheinen mitunter sogar Konkurrenten zu sein, jedenfalls wenn es um den Terminplan am Wochenende geht oder darum, was mehr Menschen fasziniert.

Doch der erste Eindruck täuscht. Fußball und Religion in Gestalt des Gottesdienstes haben einiges miteinander zu tun. Sie sind sogar unter einer gewissen Perspektive verwandt: Beides sind von Emotionen aufgeladene Gruppenereignisse, die nach einem klaren Regelsystem ablaufen und den Charakter eines bedeutungsvollen Spiels haben. Allwöchentlich verbinden sich bei denen, die auf den Fußballplatz gehen, starke Gefühle, Fiebern und Bangen, Hoffnung und Verzweiflung, Wut und Spott, die ins Religiöse hinüberreichen können.

In großen Fußballarenen hat sich manches eingebürgert, was an Gottesdienste erinnert und an das, was wir in unserer Fachsprache die „Liturgie“ nennen: den vorgegebenen Ablauf sowohl der Ereignisse als auch der Inhalte, klar verteilte Rollen, klare Aufteilung der Räume.

Der Anmarsch der Fangruppen gleicht einer Wallfahrt, in der Gläubige ihre heiligen Stätten aufsuchen: singend, voller Vorfreude und Spannung, oft in besonderer Kleidung, mit Fahnen, Trikots, Schals und Abzeichen geschmückt.

An den Ständen vor und im Stadion, aber auch in Geschäften und vor allem im Internet gibt es „Devotionalien“ der Vereine zu kaufen: „heilige“ Gegenstände, von Abzeichen und Kleidung in Vereinsfarben bis hin zu echten „Kontaktreliquien“: signierte Bälle, getragene Trikots.

Vor Spielbeginn folgt bei der Nennung der Aufstellung der Heimmannschaft auf den jeweiligen Vornamen der Antwortruf des Nachnamens durch die Fangemeinde – wie im Wechselgesang zwischen Liturg und Gemeinde, einem der wesentlichsten Elemente im Gottesdienst jeder Religion. Und man denke nach dem Einmarsch der „Auserwähl-

ten“, der „Fußballgötter“ an den erhabenen Moment beim Hochamt des Fußball, dem Länderspiel: das Singen der Nationalhymne – inzwischen oft mit der rechten Hand auf dem Herzen als Ausdruck der völligen Hingabe.

Überhaupt: der Gesang! Er begleitet das Spiel. Ohne ihn wäre ein Fußballspiel überhaupt nicht denkbar. Das hat uns die Covid19-Krise mit Spielen in leeren Stadien gezeigt. Wie in der griechischen Tragödie kommentiert der Chor der Fans das Geschehen auf dem Platz und auf den Tribünen, indem gesungen wird. Jeder Verein hat seine Hymne.

Nur ein paar Beispiele: „Eintracht vom Main, nur du sollst heute siegen! / Eintracht vom Main, weil wir dich alle lieben“ – reimt sich nicht ganz, spielt aber keine Rolle. Alle Fans kennen das Lied auswendig. Niemand braucht ein Gesangbuch. Und man steht dazu auf. Oder: In der Leipziger Red Bull-Arena endet der Fangesang mit den Worten: „Leipziger Jungs sind unterwegs, rot-weiße Farben wohin ich seh / unser Stolz des Ostens heißt RB, RB – MEIN RB!“ Eine totale Liebeserklärung in höchsten Tönen! In Bochum wird seit 1992 jedes Mal zu Beginn eines Heimspiels des VfL Herbert Grönemeyers Lied „Bochum“ mitgesungen: „Tief im Westen, wo die Sonne verstaubt.“ Welche Inbrunst – trotz der Realität, dass es dort kaum noch Industrie gibt, deren Emissionswerte grenzwertig wären. Etwas nobler – um ein letztes Beispiel zu nennen – hat der FC Bayern München jüngst zu seinem 125jährigen Jubiläum als Geschenk der Südkurve die neue Stadionhymne eingespielt – mit niemand Geringerem als dem berühmten Opernsänger Jonas Kaufmann: „Immer vorwärts, FC Bayern“. Und mittendrin der Vers: „Wie seit über hundert Jahren / Wird es bleiben bis zum Tod / Unser Verein, der FC Bayern / In den Farben Weiß und Rot.“ Religiös (oder nationalistisch) völlig aufgeladen: „bis zum Tod“.

In Rede und Gegenrede grüßen und schmähen sich die gegnerischen Fans. Die eigene Mannschaft wird herausgefordert, unterstützt oder gepriesen, der Gegner verspottet, verhöhnt oder durch die Wucht der Sprechchöre eingeschüchtert. Der Spott kann aber auch die eigene Mannschaft treffen. Dann wird es ganz bitter. Und das Entsetzlichste ist, wenn das Stadion verstummt und eine schweigende Masse ungläubig, gelangweilt oder ohne Kontakt zum Geschehen auf den Platz starrt oder vorzeitig die Ränge verlässt.

Männer, fast ausschließlich Männer singen hier: Männer, die doch sonst kaum noch in Gruppen singen, sieht man von den wenigen verbliebenen Orten klassischer Chormusik oder den wenigen Freizeitchören ab, die es noch gibt. In dieser weltlichen Liturgie

aber singen sie, grölen geradezu entfesselt immer wiederkehrende Verse, die, wie ein mythischer Text, scheinbar keinen Autor haben, die aber trotzdem, wie durch Magie, jeder kennt. „Mantra“ nennt der Buddhismus solche hypnotischen Formeln, die der Meditation dienen, Responsorien heißen sie in der Feier des christlichen Gottesdienstes.

Die Zuschauer sind nicht bloße Zuschauer bei im Theater oder in der Oper, sondern sie sind Beteiligte. Sie bilden Gemeinden, die sich zu ihren Mannschaften „bekennen“: Es sind „Bekenntnisgemeinden“, zu denen man sich womöglich seit frühester Jugend zählt. „Konfessionswechsel“ finden nicht statt. Man bleibt dem eigenen Verein treu – auf Höhen und durch Tiefen hindurch. Wohl nirgendwo hat das Wort „Treue“ (und was sich damit verbindet) einen so starken Klang wie in der Fangemeinde.

Während des Spiels ist es wie bei einem archaischen Ritual: Trommelnde Schamanen sieht und hört man, trompetende Dämonenjäger, pfeifende und johlende Ekstatiker; auf der Tribüne tobt der Tanz von La Ola und von zum rhythmischen Klatschen erhobenen Hände; Fahnen werden geschwungen, Schals hochgereckt, entgegen aller Verbote Feuerwerkskörper gezündet, ganze Pyro-Shows oder so genannte „Choreos“ inszeniert. Wer es nicht kennt, könnte sich davor fürchten.

Der Marburger Theologe Rudolf Otto beschrieb Religion als Begegnung mit dem Heiligen, als ein Ergriffensein vom fascinosum und vom tremendum, vom Faszinierenden und vom Erschreckenden. Das kann man im Fußballstadion erleben.

In unseren Gottesdiensten haben wir ebenfalls diesen Wechsel von Sätzen des Liturgen oder der Liturgin, dem dann die versammelte Gemeinde im Chor antwortet. Und im Sprechen des Glaubensbekenntnisses vergewissert sie sich ihres gemeinsamen Ursprungs und ihrer Beziehung untereinander. Selbstverständlich wird auch im Gottesdienst gesungen, allerdings und allenfalls mit einer eher inneren Hingabe. Den ekstatischen Gesang haben wir aus den Kirchen verbannt, man kann ihn noch ahnen in den leidenschaftlichen Männer-Gesängen der orthodoxen Kirche, in den Gospelchören, die vor einigen Jahren auch in Europa Zulauf hatten, in den Liedern afrikanischer Kirchen oder in den Lobpreisgesängen charismatischer Gemeinden. Auch dort kann man begeistert werden.

Es ist nicht so, dass in unseren traditionellen Kirchen große Gefühle, Angst und Sorgen, Hoffnung und Sehnsucht, Verzweiflung und Trost keinen Ort hätten. Auch im Gottesdienst verschmelzen Individuen zu einem Ganzen, zur Gemeinde, zum „Leib Chris-

ti“, und wenn ein Gottesdienst „zündet“, kann er bei den Feiern der Sakramente, Abendmahl und Taufe, auch ein Gänsehaut auslösendes tremendum und fascinosum sein: Der ewige und heilige Gott wird als gegenwärtig erlebt! Doch dieses unmittelbare Gefühl scheint eher der Ausnahmefall zu sein.

Prinzipiell aber wird da der Unterschied sichtbar und erkennbar:

Der Gottesdienst will über sich hinausweisen, will transzendieren. In der Kirche geht es nicht um Sieg oder Niederlage der eigenen Mannschaft und der eigenen Bekenntnisgemeinde, sondern um das eigene Leben. Das mag zu Zeiten der Religionskriege noch anders gewesen sein. Heutzutage geht es allein ums *Gewinnen* – aber eben so, dass man für Glaube und Liebe gewonnen wird oder das Leben an Sinn gewinnt. Es geht um das bleibende Heil, um die Begegnung mit Gott. Religion eröffnet eine Perspektive, die weit über unsere erfahrbare und begrenzte Welt hinausgeht.

Der Fußball erweckt für ein paar Stunden die Erfahrung einer alles übersteigenden Gemeinschaft, die spätestens am Montagmorgen nur eine Erinnerung ist. Er bleibt ganz bei sich – beim Geschehen auf dem Platz und den großen Erzählungen nach dem Spiel.

Mir fällt auf, dass in den letzten Jahren nicht wenige Fußballer sich als Christen oder auch als Muslime förmlich „outen“: Oft sieht man, wie sie sich beim Betreten des Spielfelds bekreuzigen oder Gebetsgesten machen, wenn ein Spielzug gelang. Im vergangenen Ramadan veröffentlichte der fastende Antonio Rüdiger ein Bild von sich auf einem Gebetsteppich in weißem Gewand und dem nach oben gerichteten Zeigefinger. Die Sportwelt zeigte sich höchst irritiert.

Manche Vorgänge zeigen in der Tat, dass Religion auch auf dem Platz eine merkwürdige, schwer zu durchschauende negative Rolle spielen kann. Ich fürchte, dass hier eine andere Verwandtschaft der Religion eine Rolle spielt, die in der Geschichte viel weniger harmlos auftrat als der Sport: Die Nähe von Religion und Chauvinismus, von Religion und Gewalt. Hier sollten wir sehr wachsam sein. Immerhin gab es 1969 zwischen Honduras und El Salvador den 100-Stunden-Krieg nach einem verlorenen Fußballspiel! So mancher Fangesang kann sich zu einem bösen Lied entwickeln, wie es ja auch in den Religionen immer wieder einmal böse Lieder gab, die auf Vernichtung der Feinde abzielen. Da kann beim Fußball wie in der Religion schnell etwas kippen und brandgefährlich werden.

Dennoch – und trotz solcher Auswüchse: Kirche und Fußball sind unter bestimmten Perspektiven verwandt, und aus dieser Verwandtschaft können sich konkrete Möglichkeiten des Miteinanders ergeben – und zwar bei der Gestaltung einer offenen, liberalen und pluralen Gesellschaft. Wie könnte diese Aufgabe im Blick auf den Fußball näher beschrieben werden? Dazu einige Impulse.

II.

Ich denke an die gesellschaftliche Verantwortung, die auch der Fußball hat – nicht allein und ausschließlich, denn er ist ja in erster Linie Sport, aber auch. Der Fußball lebt nicht in einer abgeschotteten Eigenwelt jenseits unseres Alltags. Er ist Teil davon und kann sich vor den weltpolitischen Entwicklungen und Tendenzen nicht verschließen. Das wurde etwa beim Streit um die „One Love-Kapitänsbinde“ bei der WM 2022 in Qatar deutlich, deren Tragen die FIFA verbot.

In der öffentlichen Wahrnehmung wird das Bild vom Fußball bei uns in erster Linie durch die Bundesliga und ihre Spieler, Trainer, Betreuer und Vorstände bestimmt. Die hochbezahlten Stars der Liga sind als „Idole“ (auch ein ursprünglich in der Welt der Religion beheimatetes Wort!) in vielen Dingen für junge Menschen Leitbilder – ob sie es wollen oder nicht. Insofern sind sie gut beraten, wenn ihnen diese manchmal gewiss ungewollte Rolle bewusst gemacht wird und sie damit verantwortlich umgehen.

Die allgegenwärtige Medienpräsenz lässt unbedachte Äußerungen schnell zu gewichtigen Ereignissen werden, die dann von dem betreffenden Spieler kaum noch zurückgeholt werden können. Ich erinnere an das Foto von Mesut Özil und Ilkay Gündogan mit dem türkischen Präsidenten Erdogan. Ob die beiden ahnten, welcher Shitstorm sie auslösten? Özil hat sich davon nie mehr befreien können.

Wie die Spieler nicht nur neben, sondern auch auf dem Platz miteinander umgehen, ist prägend. Ältere unter uns erinnern sich an den aggressiven Zusammenprall des deutschen Torwarts Toni Schumacher mit dem Franzosen Patrik Battiston bei der WM 1982. Oder an den berüchtigten Kopfstoß von Zinedine Zidane gegen Matteo Materazzi beim WM-Endspiel 2006, der Zidanens Karriere ziemlich unrühmlich beendete. Beides ist bis heute als absolute Grenzüberschreitung im Gedächtnis.

Umso mehr will ich aber darauf hinzuweisen, dass gerade die vielen Amateurvereine Wichtiges für den Zusammenhalt einer Gemeinschaft und das Gelingen des Zusammenlebens leisten. Junge Spielerinnen und Spieler haben die Chance, Haltungen und

Verhaltensweisen in Theorie und Praxis zu lernen, die für das gesamte Leben entscheidend sind. Zu allererst ist Fußball ja ein Mannschaftssport: Das heißt, dass schon Kinder und Jugendliche in den Vereinen Teamgeist und Kooperation lernen, weil nur das gekonnte Zusammenspiel auf Dauer den Erfolg sichert.

Mannschaftssport bedeutet, Verzicht einzuüben, wenn andere günstiger zum Tor stehen, obwohl ich eigentlich selbst den Applaus will, der dem Torschützen gilt. Mannschaftsdienlich zu spielen und nicht bloß an die eigenen Chancen zu denken, ist gerade in unserer Zeit ungeheuer wichtig – weil eine reine Ichbezogenheit keine Gesellschaft zusammenhalten kann und weil nachweislich etwa in vielen Betrieben Teams mehr leisten als Gruppen von Einzelkämpfern. Aber auch Verlässlichkeit, Einsatzfreude und Leistungsbereitschaft sind nötig, um die gemeinsame Sache voranzubringen.

Und die große ethische Haltung des Fußballs ist natürlich auch eine große ethische Haltung für unsere Gesellschaft: Fair Play und Toleranz. Es ist beachtlich, wie sich hier Fußballvereine positionieren und engagieren. Zu denken ist da an die offensive Antirassismus-Haltung des FC St. Pauli und von Eintracht Frankfurt oder die Antisemitismus-Kampagne des FC Bayern München, dessen langjähriger Präsident Kurt Landauer Jude war.

Auch die Kirchen stehen für eine Gesellschaft ein, die keinen Raum lässt für Rassismus, Antisemitismus, Diskriminierung und ausgrenzenden Nationalismus. Das widerspricht ihrer Ausrichtung als weltweite, ökumenische Gemeinschaft! Hier sind sich der Sport allgemein, der Fußball im Besonderen und die Kirchen in der Gestaltung von Freiheit und Verantwortung als gemeinschaftlichem Tun ähnlich.

Der Fußball ist in unserer Gesellschaft ein Wirtschaftsfaktor und ein wesentlicher Teil des Freizeitbereiches. Er kann dazu beitragen, dass Toleranz und Achtung in *dem* Teil der Gesellschaft gelernt werden, der ansonsten für schlichtere politische Parolen anfällig ist. Darum spielt der Fußball gerade auch bei der Integration von Zuwanderern eine eminent wichtige Rolle. Ich finde es beachtlich, dass Fußballvereine in den Regionen diese Aufgabe hervorragend erfüllen. Da kann sich manche Kirchengemeinde etwas abschauen!

Fußball und Religion: Beide übersteigen das rein Persönliche, Individuelle und machen in ihren besten Ausprägungen Gemeinschaft, Freude am Leben und Unterbrechungen des Alltags erfahrbar und erlebbar. Der Ball freilich landet immer wieder auf der Erde, und die Gesänge verstummen irgendwann nach dem Spiel. Das unterscheidet die bei-

den, Fußball und Religion, denn doch grundsätzlich. Der Fußball verbleibt mit allem, was ihn ausmacht, stets im Bereich des „Vorletzten“. Er ist nie die letzte, alles bestimmende Macht – auch wenn das Zitat, das dem schottischen Trainer Bill Shankly zugeschrieben wird, etwas anderes nahelegt. Er sagte: „Beim Fußball geht es nicht um Leben und Tod – die Sache ist viel ernster.“ Da hat er denn doch den Fußball mit der Religion verwechselt.

Vom Gottesdienst aber glauben wir – ich sage es mit einem Augenzwinkern –, dass der Ball nach oben gespielt wird und dass, wenn er beendet ist, der Gesang im Himmel als Lob Gottes weitergeht. Und ganz wichtig: Religiöse Menschen wissen schon vorher, wie alles ausgeht: nämlich am Ende gut! Das ist die Verheißung, die uns der christliche Glaube gibt.

Was ich mir deshalb wünsche: keine Verwechslung, sondern Freude an beidem – am Fußball wie an der Religion.

Zum weiteren Nachdenken lohnt sich allemal:

Gunter Gebauer, Poetik des Fußballs, Frankfurt/Main 2006.